

Die »Schicksalsstunde« der preussischen Landeskirche.

In der Dezemberrnummer des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift haben wir über Unionsbestrebungen bei Protestanten berichtet. Die deutschen Kirchen der Reformation nahmen an der Genfer Tagung nur inoffiziell teil. Einer der deutschen Teilnehmer erklärte, daß man in Deutschland den Gedankengängen, die in Genf ausgesprochen wurden, noch nicht nähergetreten sei, und daß man gegen alle derartigen Bestrebungen ein gewisses Vorurteil habe. Man habe mit der „Union“ nicht die besten Erfahrungen gemacht, und wenn schon die Verbindung zweier Kirchen zu einer mit solchen Schwierigkeiten verbunden sei, dann müsse man bei einer Union aller protestantischen Kirchen auf die größten Hindernisse stoßen. Außer diesem Grunde wird aber noch ein anderer als Erklärung herangezogen werden müssen für die Tatsache, daß Unionsbestrebungen bei den deutschen Protestanten nicht ein tiefgehendes Interesse erregen. Das ist die innere Zerrissenheit der reformatorischen Kirchen selbst. Ghe sie an eine Vereinigung mit andern Kirchen denken können, müssen sie sich im eigenen Hause Ordnung schaffen.

Die Notwendigkeit einer geschlossenen Einheit der Kirche ist dem Protestantismus nie recht zum Bewußtsein gekommen. Von seiner Gründungszeit an hat die Neigung zur Zersplitterung ihm im Blute gelegen, und viele protestantische Schriftsteller haben keine Bedenken darin gefunden, zu erklären, daß die Differenzierung ein Zeichen der Lebenskraft des protestantischen Bekenntnisses sei. Solange die Neubildungen sich im wesentlichen an das Evangelium hielten und vor allem an die Gottheit Christi, solange ferner die abweichenden Anschauungen nicht das innere Leben der betreffenden reformatorischen Kirche störten, hat man sich mit der Zersplitterung abgefunden. Schlimmer aber wurde die Sache, als seit dem 18. Jahrhundert die biblischen und historischen Disziplinen sich emanzipierten und die Dogmatik aus ihrer Stellung als Führerin des theologischen Denkens verdrängten. Die Dogmatik sank seit jener Zeit immer mehr im Kurswert und wurde immer mehr zur Sondermeinung der Theologenschulen. Darüber

sagt der protestantische Theolog Dunkmann: „Der ‚Historismus‘ verschlang alle Interessen des modernen Theologen, der seine dogmatische Sondermeinung so beifällig nebenher sich schnell konstruierte. Nichts war leichter als das. Wer historisch oder kritisch einigermaßen geschult war oder sich als solchen glaubte, der hatte auch naturgemäß seine dogmatische Überzeugung, die mit gründlicher Geringschätzung aller dogmatischen Arbeit der Vergangenheit anhub“ (Reformation [1917] 354). Mit diesem Rückgang der Dogmatik verband sich das Anwachsen der Bedeutung des Laienelementes in der Führung der Kirche. Die Laien wollten eine methodisch ungeschulte Dogmatik. „Je weiter nach links, um so schroffer wurde das Laienelement bis zum Terrorismus, den die Theologen über sich ergehen lassen müssen“, sagt derselbe Schriftsteller.

Wohin die Zurückdrängung der „Dogmatik“ den Protestantismus heute geführt, brauchen wir hier nicht lange zu zeigen. Wer die protestantische Literatur unserer Tage verfolgt, stößt immer wieder auf hereditäre Klagen über die innere Zerrissenheit der Kirche der Reformatoren. Die religiösen und kirchlichen Anschauungen der heutigen Protestanten der deutschen Landeskirchen zeigen eine Buntschichtigkeit, die wohl kaum überboten werden kann. Schon vor dem Kriege, aber erst recht in demselben und nach dem Zusammenbruch des Summeepiskopats sind diese Klagen an der Tagesordnung. So schreibt Dunkmann: „Die Kirche Preußens vereinigt die grundverschiedensten religiösen Richtungen und Überzeugungen, die durch unüberbrückbare Kluft getrennt sind“ (a. a. O.). Wenn man wenigstens im Wesen der Religion einig wäre, könnte man sich vielleicht noch verständigen. „Aber selbst davon kann keine Rede sein. Gerade in diesen Fundamenten gehen die Anschauungen auseinander, gerade hier scheiden sich die Geister. Es ist die religiöse Lebensanschauung selbst, die trennt.“

Mit sorgenschweren Herzen stehen die Führer der protestantischen Kirchen vor dieser Erscheinung, und sie fragen sich, wie diesem Prozeß der Selbstzersehung Einhalt geboten werden kann.

Die Frage ist keine leichte. Ja wir wollen gleich klar und deutlich sagen, daß sie nach unserer Auffassung eine unlösbare ist. Eine einzige Kirche kann nicht auf die Dauer erhalten werden, wenn sie nicht etwas objektiv Gegebenes als Norm anerkennt, an dem nicht gerüttelt werden darf. Ohne eine Autorität, die über den einzelnen steht und den einzelnen im Namen des absoluten Wesens befehlen kann, ist kein Gemeinschaftswesen auf die Dauer beständig. Die politische Erfahrung in Deutschland

während der letzten Jahre hat uns darüber einen traurigen Anschauungsunterricht gegeben, wie das auch protestantische Kirchenzeitungen oft genug anerkannt haben. Was aber von der politischen Gemeinschaft gilt, das gilt auch von der kirchlichen. Es ist der Weg der göttlichen Vorsehung, sich in der übernatürlichen Welt an die Wege der natürlichen anzuschließen. Der Protestantismus aber hat das Prinzip der freien Forschung und des Subjektivismus proklamiert. Diesen fehlt jedes gemeinschaftbildende Element, ja sie müssen notwendig zur Zersplitterung führen, solange sie keine äußere Norm anerkennen, an der sie sich orientieren können und müssen. Will der Protestantismus wieder zur geschlossenen Einheit zurückkommen, dann kann er das nur mit Darangabe eines Grundsatzes, der ihm als ein wesentliches Erbstück aus der Zeit der Auflehnung gegen die alte Kirche überkommen ist.

Nur wenige unter den heutigen Protestanten haben diesen einzig richtigen Weg eingeschlagen und damit den Pfad nach Rom wiedergefunden. Die meisten haben sich mit halben Maßregeln begnügt, die sicher keine dauernde Heilung des Übels bringen werden. Über einige dieser Vorschläge soll im folgenden berichtet werden, so wie sie in den letzten Jahren in der protestantischen Literatur zutage getreten sind. Auf Vollständigkeit der Darstellung machen wir keinen Anspruch.

Die Erörterungen über die herzustellenende Einheit der protestantischen Kirche Deutschlands knüpften sich vor allem an einen Vortrag, den der Generalsuperintendent von Westfalen D. Zoellner auf der lutherischen Augustkonferenz 1916 hielt und der in der Allg. Evangel.-Luther. Kirchenzeitung 1916 abgedruckt wurde.

Zoellner geht von der heutigen Lage des Protestantismus aus. In diesem sieht er die Vertreter zweier Religionen, einer christlichen, „die an das Urchristentum anknüpfende Reformation“, und einer humanistischen, „die letzstens von der Stoa ausgehende Renaissance“, die dem Buddhismus näher steht als dem Christentum. Die Kluft zwischen beiden habe der Krieg nicht überbrückt, sondern nur vertieft. „Auch die zweite Bewegung will heute Religion, Frömmigkeit sein, und zwar der alten überlegene Frömmigkeit.“ Darum stehen sich die beiden Richtungen heute gegenüber als zwei Religionen, als zwei Frömmigkeiten.

Es sei hier gleich bemerkt, daß dieses Wort von den zwei Religionen von vielen Seiten sehr übel vermerkt wurde. Aber es ändert am Sachverhalt nicht sehr viel, wenn man sagt, daß es eine unendliche Reihe von

Zwischenstufen zwischen den beiden Extremen gäbe, und daß die „Positiven“ von heute nicht mehr das seien, was man früher darunter verstanden habe. Die Tatsache bleibt, daß im heutigen Protestantismus der alte Glaube in einer Auflösung begriffen ist, und daß neben den Orthodoxen eine große Menge von solchen leben, die die Grundsätze der Renaissance und des Historismus mit mehr oder weniger Konsequenz auf das Glaubensgut anwenden.

Wie ist es aber möglich, trotz dieser Gegensätze die Einheit der Kirche wiederherzustellen? Alle Versuche in dieser Richtung, die auf eine Verwischung der tatsächlich bestehenden Gegensätze hinauskommen, weist Zoellner ab. Auch die Berufung auf das historische Recht des Bekenntnisses löst nach Zoellner die Sache nicht. Die Erfahrung habe gezeigt, daß es unmöglich sei, alle diejenigen, welche mit besonderer Betonung auf der modernen Seite stehen, aus der Kirche auszuschließen, um so weniger, da die Instanz, welche die Lehrstühle der evangelischen Fakultäten besetzt, die Gleichberechtigung der Richtungen tatsächlich anerkannt hat und anerkennt. Geschichtliches Recht sei immer nur eine bedingte Größe. Dazu komme, daß die wirkliche Landeskirche in ihrem äußeren Bestande wesentlich mit aufrecht erhalten wird durch die Beiträge derer, die entschlossen auf der andern Seite stehen. Darum hätten sie auch ein Recht auf Prediger ihrer Richtung. An eine gewaltsame Ausschließung der Modernen habe bis jetzt niemand ernstlich gedacht, und freiwillig dächten sie in ihrer Gesamtheit auch nicht an eine Lostrennung von der alten Kirche. Für einen Austritt der bekennnistreuen Glieder aus der Landeskirche wird man auch nicht viele Anhänger finden. „Wir wollen auch unsererseits die Volkskirche nicht aufgeben. Wir achten die Beziehungen, die sie uns zu unserem Volke gibt, mit ihren Arbeitsmöglichkeiten viel zu hoch, um anders als gezwungen zu weichen.“

Die einzige Lösung scheint für Zoellner die zu sein, daß der Charakter der Landeskirche als Bekenntniskirche aufgegeben wird. „Was wir tatsächlich nicht mehr haben, nicht mehr haben können, nicht mehr zurückgewinnen können, das müssen wir den Mut haben, auch der Form nach aufzugeben.“ Die Kirche muß daher Minoritätsgemeinden anerkennen, sowohl solche, die auf dem alten Boden stehen, als auch solche, die sich zur modernen Weltanschauung bekennen.

„Statt der Landeskirche als Bekenntniskirche, die wir tatsächlich gar nicht mehr in vollkommener Geltung haben und haben können, werden wir

eine evangelische Bekenntnisgemeinschaft in der organisierten Landeskirche bekommen. Diese Bekenntnisgemeinschaft zu stärken, das wird unsere wichtigste Aufgabe in der Zukunft sein. Zu ihrem Nutzen werden wir gut tun, manche Bäume niederzulegen, manche Gräben wenigstens zu überbrücken. Was in dem geschilderten großen Gegensatz auf die eine Seite des Evangeliums gehört, das soll sich da auch zusammenfinden. Man kann auf diesem Grund gemeinsam stehen und doch eine verschiedene Theologie haben.“ „Bei der Notwendigkeit der Scheidung auf dem eigentlich religiösen Gebiete bleibt doch alles das gemeinsam, was auf dem Gebiete des sog. Kultur- Protestantismus liegt. Wenn es sich z. B. um Gewissensfreiheit oder um nationale oder um manche kulturelle Aufgaben handelt, da werden wir Gebiete finden, auf denen wir zusammengehen können.“

Als Zoellner diese Anschauungen zum ersten Male vortrug, fand er ziemlich übereinstimmende Ablehnung. Den Ausgang gab ein dogmatischer Gesichtspunkt, daß nämlich eine Kirche, die kein bestimmtes und klares Bekenntnis mehr habe, überhaupt keine Kirche mehr sein könne. Auch die Presseäußerungen waren im allgemeinen ablehnend, soweit die positiven Theologen in Frage kamen. Sehr energisch schrieb z. B. Emanuel Bohwinkel in der „Reformation“ (1916, 602):

„Je länger desto mehr lehnt sich unser Innerstes gegen eine solche Lösung auf, deren Verwirklichung in unserem Volke bedeuten würde, daß in derselben Kirche und in demselben Kirchengebäude neben dem einen Gott und dem einen Christus die Richtige offiziell anerkannt sind. Die biblische Vollwahrheit des Evangeliums ist und bleibt von ihrem innersten Zentrum an bis auf die Peripherie ein absoluter Grundsatz und darum die Todfeindin aller heidenmäßigen Religionsrelativismen und -synkretismen. . . . Die Gotteshäuser mit der Geißel der Wahrheit zu reinigen, das ist eine andere Lösung für die Gottesknechte, als zu sagen: „Was wir tatsächlich nicht haben, nicht mehr haben können, nicht mehr zurückgewinnen können, das müssen wir den Mut haben, auch in der Form preiszugeben.“

Und an einer andern Stelle sagt derselbe positive Theologe:

„Die deutsche Theologie ist die größte Gefahr der deutschen Kirche.“ „Durch den Glauben müssen wir wieder wie die Väter in den Himmel hineinschauen, wo der Stuhl Gottes ist und das Lamm.“ „Die modernistische Theologie der evangelischen Kirche hat aus dem unaussforschlichen Reichtum Christi eine aussforschliche Armut Jesu gemacht“ (Reformation 1917, 206 f.). Ähnlich äußerte sich Ernst Bunte (Reformation 1917, 74 ff.). Er weist

mit Entschiedenheit auf das hin, worauf es ankommt beim Streite der Richtungen. Das Wort vom „Herrn“ Jesus, in dem viele die Einheit der widerstrebenden Parteien suchen, sei eine abgegriffene Münze. Wollte man für die Menschen von heute in begrifflicher Klarheit reden, dann müsse man von der Gottheit Christi reden. Dann wisse jeder, woran er sei, ob er ja oder nein sagen solle. Er erinnert an ein Wort, das Professor Schlatter bereits 1895 gesprochen: „Der Gegensatz läßt sich in folgende Formel fassen: Was soll aus der Kirche werden? Eine Vereinigung derer, welche Heroenkult mit Jesus treiben, oder die Gemeinde derer, die an ihn glauben.“ Das eine sei die Religion des Menschen, der sich schließlich selbst erlöst; das andere die Religion des armen Sünders, der mit dem alten Viede spricht: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid.“ Eine endgültige Auseinandersetzung zwischen den Richtungen sei nicht zu umgehen. „Beieinanderbleiben können sie auf die Dauer nicht.“

Vollständig ablehnend äußerte sich auch auf der Düsseldorfser Generalversammlung der rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses vom 20. November 1916 der bekannte Herausgeber des protestantischen Kirchlichen Jahrbuches, Pastor Schneider. Aus den langen Darlegungen (s. Reformation 1917, 92 f. und 104 f.) heben wir nur einiges hervor. Wenn es kein bestimmendes Bekenntnis mehr gäbe, könne kein Mensch verhindern, daß auch Unitarier und Monisten, ja schließlich selbst Atheisten zur Kirche gehörten. Es würde wohl dazu kommen, daß die Gelder der Kirche dazu dienen müßten, einen monistischen Professor zu besolden oder einen atheistischen Tempel zu erbauen. Eine endgültige Lösung des Problems seien die Vorschläge Zoellners auch nicht. Nach hundert Jahren würden die Zustände genau so sein wie heute, nur daß man dann keine evangelische Kirche mehr hätte.

Vergebens sucht man in diesen und andern Darlegungen der orthodoxen Theologen eine tiefere Begründung, weshalb die Kirche eine sein muß, oder ein Eingehen auf die Ursachen der tiefen Zersplitterung des modernen Protestantismus. Die vorgebrachten Gründe gegen Zoellner sind berechtigt, wenn sie sich auf theologische Annahmen stützen, wie sie die katholische Kirche kennt. Wenn man annimmt, daß Christus eine Kirche gestiftet hat, die den von ihm ihr anvertrauten Glaubensschatz bis zum Ende der Tage bewahren soll und mit der dazu nötigen Autorität ausgestattet ist, wenn die Heilige Schrift das unfehlbare Gotteswort ist, an dem nicht gedeutelt werden darf,

und deren Sinn klar und bestimmt von der Kirche autoritativ erklärt werden kann, dann ist die Berufung auf die Gottheit Christi und die Notwendigkeit des Bestehens einer einigen Kirche berechtigt. Wo aber diese Grundlagen aufgegeben sind, fällt auch das darauf gegründete Gebäude. Daß aber Christus eine einige Kirche mit einem gewissen Gehalt gestiftet habe, und daß die Heilige Schrift eine unfehlbare Wahrheit enthalte, nehmen heute nur noch wenige unter den Protestanten an, und diese wenigen finden sich nur unter den sog. Laien-Orthodoxen, nicht aber unter den Theologen, auch nicht unter den positiven. So schreibt z. B. Bunte: „Weder bei den Lutheranern, noch bei den Positiv-Unierten, noch bei den Reformierten wird jemand von Partei wegen als liberal hingestellt, weil er zu der Heiligen Schrift eine in den Augen mancher Christen ‚freie und kritische Stellung‘ einnimmt.“ Wenn man aber an der Bibel nach freiem Ermessen deuten darf, dann sieht man nicht ein, warum man das nicht auch in Kirchenfragen darf oder bezüglich des Christusproblems. Da heißt es: Entweder—oder.

Eine Art von Verteidigung der Zoellnerschen Vorschläge vom positiven Standpunkt aus versuchte R. Dunkmann (Reformation 1916, 567 ff.; 1917, 185 f. 347). Seine Auffassung der Ideen Zoellners ist folgende:

„Eine Kirche, wie die preussische Landeskirche, hat, zu Recht bestehend, das Bekenntnis im überlieferten Sinne zur Basis. Hier aber ist durch die Entwicklung der Geschichte gegenwärtig ein unhaltbarer Zustand geschaffen. Diese Kirche hat tatsächlich, ebenso zu Recht bestehend, eine große Anzahl von Gliedern, die mit jenem geschichtlichen Bekenntnis unheilvoll zerfallen sind. Ergo muß sich der Rechtszustand ändern. Wir kommen aus dem schlimmsten Wirrwarr nicht mehr heraus. Wir müssen jetzt endlich Schritte tun, damit diesem Wirrwarr ein Ende gesetzt wird. Dies war der Sinn, wenigstens wie ich ihn auf der Augustkonferenz verstanden habe. Aber von einer Preisgabe des Bekenntnisses überhaupt und von einer Auflösung der ‚Kirche‘ überhaupt war gar keine Rede. . . . Zoellner will offenbar die ‚Kirche‘ im Sinne des Glaubens und das ‚Bekenntnis‘ im gleichen Sinne dadurch retten, daß er beide aus der jetzigen Umklammerung eines rechtlichen Zustandes befreit, der für sie im höchsten Grade gefährlich geworden ist.“ Der Sinn dieser Argumentation ist nicht ganz klar. Dunkmann gibt zu, daß die Kirche einen unwandelbaren, übergeschichtlichen Glaubensinhalt haben müsse. Das „Bekenntnis“ kann aber nur der Ausdruck dieses Glaubensinhalts sein, entweder des ganzen oder eines Teiles

desselben. Als solcher mag es „zeitgeschichtlich“ veranlaßt sein und auch in der Form den Charakter der Zeit, in der es entstanden, an der Stirne tragen. Aber es muß doch wahr sein, d. h. einen absoluten Wert haben. Wenn das aber der Fall ist, dann kann eine Kirche, die rechtlich ein bestimmtes Bekenntnis hat, dieses nicht ändern, ohne aufzuhören, das zu sein, was sie früher war, und ohne in Irrtum zu fallen. Dann können auch nicht in ihr rechtlich einige oder gar viele einem andern Bekenntnis anhängen. Wenn mehrere Bekenntnisse, die sich widersprechen, innerhalb derselben Kirche trotzdem zugelassen werden, dann wird damit die eine Kirche aufgelöst und in mehrere geteilt.

Daß die protestantische Kirche ohne dieses verzweifelte Mittel „völlig machtlos“ würde, ändert an dieser Tatsache nichts. Das sollte höchstens die Frage aufwerfen, woher es kommt, daß man ohne dieses Mittel die Kirche nicht retten kann. Damit würde man allerdings zu Gesichtspunkten kommen, die der katholischen Theologie im Gegensatz zur protestantischen eigen sind.

Dunkmann hofft, daß die verschiedenen Richtungen hinsichtlich der religiösen Zersplitterung zu einer Verständigung kommen werden. Diese hofft er auf dem neutralen Boden der wissenschaftlichen Arbeit zu errichten. „Es wird und muß die theologische Zukunftsaufgabe sein für den Protestantismus, daß die Parteien, die sich bis vor Ausbruch des Krieges so leidenschaftlich befehdet haben, ihre Aufmerksamkeit auf das religionsphilosophische Grundproblem hinwenden, um sich über dasselbe zu verständigen. Nur von hier aus läßt sich dann weiterhin die Grenzlinie ziehen, die das überlieferte kirchliche Dogma als mehr oder weniger revidierbar erkennen läßt“ (Reformation 1917, 185). Bei aller Achtung vor religionsphilosophischen Studien, zur Lösung der großen Frage nach der Einheit der Kirche Christi reichen sie nicht aus. Dazu bedarf es eines Größeren als der Wissenschaft. Nur die Berufung auf Christus, den wahren Gottesohn, und sein unfehlbares Wort und das Vertrauen auf seinen Beistand im Laufe der wechselvollen Menschheitsgeschichte. Wo nur Menschenwitz an der Arbeit ist, da wird es immer heißen: Quot capita, tot sensus, vor allem in religiösen Fragen, wo die menschliche Leidenschaft mehr als anderswo den Verstand verdunkelt.

Im Lager der Liberalen fanden die Vorschläge Zoellners vielfach begeisterten Anhang. Schon 1913 hatte einer der Extremsten, Artur Bonuss, in einer Zuschrift an die „Christliche Welt“ gesagt: „Wir sind nicht

liberal aus allgemeinem Freiheitsdusel, wir würden auch kräftige Bindungen freiwillig auf uns nehmen, nur müßten wir wissen, daß es sich lohnt. Wir müssen Ideale sehen, die höher sind als die knechteliche Hurrareligion unserer Kaisergeburtstags-Gottesdienste und das gedankenlose Geschimpfe auf die Sozialdemokratie. Die jetzige Kirche . . . empfinden wir als Parteikirche mit unterwertigen Idealen. Das senile Poltern, mit dem sie ihre Bindungen durch keine stärkeren Gedanken zu begründen weiß, als den, daß sie eine historische Größe sei, Hüterin der Tradition und vor allem Besitzerin des juristischen Rechts, das imponiert uns nicht genug, um dafür unsere Freiheit hinzugeben.“ Er verlangt „die freie Volkskirche mit dem gleichen religiösen Recht für alle, . . . damit das religiöse Leben, das wirklich da ist, sich wirksam aussprechen kann und so ein Neues und Besseres sich zu bilden vermag“ (1916, Sp. 66). Wenn darum jetzt ein Vertreter der Positiven den Liberalen dieses Recht freiwillig anbietet, konnte es diesen nur erwünscht sein.

Daß um so mehr, da sie eine Trennung von der Landeskirche auf jeden Fall vermeiden möchten. Erich Förster sagt, daß „die Anhänger der modernen Weltanschauung ihre innere Gemeinschaft mit dem gemeinchristlichen, reformatorischen Glauben, ihre Gebundenheit an das Erbe der Kirche, ihre dankbare Verpflichtung gegen die religiösen Schätze der Vergangenheit viel stärker empfinden als ihre Abweichung von der Theologie der Väter, von den Dogmen der Kirche und auch von manchen Berichten der Heiligen Schrift“ (Christl. Welt 1916, Sp. 770).

In diesem Punkte sind die Liberalen konsequenter als die Positiven. Die folgerichtige Auslegung der Grundsätze der Reformation muß zu einer Theologie führen, die der der Liberalen entspricht. Vom protestantischen Standpunkt aus sind sie vollständig im Recht, wenn sie eine Bekenntniskirche im Sinne der Positiven verwerfen und dabei eine Ausscheidung aus der Kirche der Reformatoren ablehnen. Nach Förster würde eine Trennung auch nicht viel nützen. Nach einem Jahrhundert — und man kann wohl sagen, noch viel eher — würde der alte Gegensatz innerhalb der neuen Kirchen doch wieder da sein.

Mit Recht weisen die Liberalen darauf hin, daß, wenn das Bekenntnis als rechtmäßig verpflichtend anerkannt werde in der Landeskirche, das im vollen Umfange geschehen müsse und entsprechend der ursprünglichen Bedeutung. Es müsse gelten nicht nur als Gesetz für die Lehrer der Kirche, sondern auch als Zeugnis der Gemeinschaft der Gläubigen. Diese Stellung

habe aber das Bekenntnis selbst bei den Orthodoxen längst verloren. „Die Abweichungen unserer vermeintlichen Orthodogie“, schreibt Ewald Stier in der *Christl. Welt* 1918, Sp. 5, „sind seit Gottschicks gründlicher Schrift über die Unkirchlichkeit der kirchlichen Theologie so oft nachgewiesen worden, daß es sich erübrigt, darüber noch Worte zu verlieren.“ Keiner der Altgläubigen betrachte heute mehr das Bekenntnis als für Laien rechtsverbindlich und wage daraus die Folgerungen zu ziehen.

Ferner weisen die Liberalen darauf hin, daß durch die preussische Union bereits zwei Bekenntnisse als gleichberechtigt innerhalb der Landeskirche anerkannt worden seien. Es sei nur folgerichtig, wenn man diese Gleichberechtigung weiter ausdehne. Und in der Tat, wenn zwei Bekenntnisse, die sich in manchen Punkten widersprechen, innerhalb derselben Kirche als wahr angesehen werden können, dann sieht man nicht ein, weshalb die „Wahrheit“ nicht noch etwas buntschädiger sein kann. Nachdem einmal dieser verhängnisvolle Schritt getan ist, muß man den Liberalen beistimmen, wenn sie den Altgläubigen das Recht absprechen, ihrem Bekenntnis alleinige Anerkennung zu verschaffen. „Das Bekenntnis, das de iure noch besteht, hat de facto seinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit verloren“, schreibt E. Stier an der angegebenen Stelle, „und es ist unmöglich, sie ihm wieder zu verschaffen. Auch nicht durch ein Irrlehre-Gesetz. Das ist die Not der Bekenntniskirche, ihre innere Unwahrhaftigkeit, die nach Abhilfe schreit.“ Aus diesen Gedanken heraus bezeichnet W. Stapel (*Christl. Welt* 1917, Sp. 718) das Bekenntnis als den „Sündenfall der Kirche“, als den „feelenmordenden Götzen“, der sich auf den Thron Gottes gesetzt habe.

Der Ruf „Los vom Bekenntnis“ als Forderung für die Landeskirche ist daher in den letzten Jahren in den liberalen Zeitschriften immer wieder erhoben worden. In der Begründung wurde vielfach ein Gedanke hervorgehoben, der den Liberalen mit vielen Orthodoxen gemeinschaftlich ist: der Ruf nach der Volkskirche. Die preussische Landeskirche ist vielfach zur „Pastorenkirche“ geworden, d. h. sie hat ihre aktiven Anhänger nicht mehr bei der Masse des Volkes, das in sie hineingeboren wurde, sondern nur noch bei den Pastoren und einem engeren Kreise ihres Anhangs. Die Kirche soll wieder die weiten Kreise des Volkes interessieren, soll wieder eine Macht werden, wie es die katholische Kirche heute noch ist. In diesem Gedanken treffen sich Orthodoxe und Liberale. Beide kommen auch überein in der Überzeugung, daß es heute unmöglich ist, dieses Ziel zu erreichen,

wenn man das Bekenntnis zu einem verpflichtenden Teil der Kirchenmitgliedschaft macht. Die traurige Lage, in die der Umsturz mit seinen Begleiterscheinungen die protestantische Kirche in Preußen versetzt hat, hat das ihrige dazu beigetragen, diesem Gedanken eine alles überragende Bedeutung zu geben. Die Schaffung der Volkskirche erscheint vielen Protestanten heute eine wichtigere Aufgabe als die Rettung des Bekenntnisses.

Und doch, ohne irgendein Bekenntnis kann keine Gemeinschaft auf die Dauer bestehen, und wäre es auch nur ein Zweckverband nach dem Muster Zoellners. Das sehen die meisten heute wohl ein und suchen daher nach irgendeiner Formel, die rechts und links, positiv und liberal unter einen Hut bringen kann. Man muß doch schließlich sagen können, wodurch sich die protestantische Kirche von andern Kirchen unterscheidet und worin ihre Daseinsberechtigung besteht. Damit ergibt sich trotz allem die Notwendigkeit, irgendein Bekenntnis zu schaffen, das allen Mitgliedern der Kirche zusagt und alle Richtungen befriedigt. Sachlich mag man dieses verlegen, wohin man will, in das Intellektuelle, Moralische oder rein Gefühlsmäßige, schließlich muß es doch einen intellektuell deutbaren Satz geben, der das Einigende ausspricht, und alle Mitglieder der Gemeinschaft müssen sich auf diesen einigen. Inhaltlich wird sich ein solcher Satz von den alten Bekenntnissen unterscheiden, aber er wird doch ein „Bekenntnis“ bleiben.

Tatsache ist, daß alle, Positive sowohl wie Liberale, nach solch einem Bekenntnis suchen, das alle befriedigen soll. Worin das besteht, darüber gehen die Ansichten auseinander.

Viele glauben es in der Formel „Christus der Herr“ gefunden zu haben. Was man sich darunter vorzustellen hat, ist allerdings schwer zu sagen. Wir haben oben bereits ein Wort Bohwindels zitiert, der die Zweideutigkeit dieser Phrase hervorhebt. Mit ihm kann man sowohl den Glauben an die Gottheit Christi als den „Heroenkult“ decken. Selbst der Atheist kann sich auf diese Formel festlegen, ohne seiner Auffassung etwas zu vergeben.

Nach W. Stapel kann das einzig Bindende die Tatsache sein, daß wir Kinder Gottes sind. Darin allein bestehe die wahre Religion. In welchem Sinne das zu verstehen ist, geht aus den Worten hervor, die er zur Erklärung beifügt: „Wer an die Stelle dieses Wesenszusammenhanges mit Gott ein bloßes Glauben an die Vorstellung ‚Gott‘ und einen Glauben daran, daß dieser Vorstellung irgendeine Wirklichkeit entspreche, setzt, der mag wohl ein guter und wahrhafter Mensch sein, religiös wahrhaftig

ist er nicht. Er täuscht sich und andern ein Sein vor, das nicht ist“ (Christl. Welt 1917, Sp. 718).

Erich Meyer (ebd. 1916, Sp. 826) sieht das einzig Einende in dem „Einklang des Glaubens“, „der weithin in unsern evangelischen Kirchen Menschen verschiedensten Glaubens und mannigfaltigster praktischer Lebensaufgabe miteinander verbindet“. „Verbinden soll alle der Glaube an die Kirche, wie wir Evangelische sie verstehen als die Stätte, wo trotz aller Menschlichkeit das Evangelium verkündet und Gottes Weg im Alltag des Lebens zu gehen versucht wird.“ Wie das aber möglich ist, trotz der Verschiedenheit des Glaubens die Einheit zu pflegen, sagt Meyer uns nicht.

Kade (Christl. Welt 1917, Sp. 351) klagt über die Abnahme des Geistes der Gemeinschaft innerhalb der protestantischen Kirche. Man fliehe förmlich das Gemeinschaftsideal und die Gemeinschaftspraxis. Das Bekenntnis stehe der Gemeinschaft entgegen. Darum fordert er die „Ethisierung der Kirche“. Man müsse den Schwerpunkt aus dem Gebiet des Intellekts in den der Gesinnung legen (Kade, Die Kirche nach dem Kriege, Tübingen 1915, Mohr).

Ähnlich äußert sich Paul Graue (Christl. Welt 1917, Sp. 388). Bei den Positiven sieht er „dogmatische Rechthaberei und eigenfinnigen Doktrinarismus“. Schon im Neuen Testament sei ein doppeltes Evangelium gepredigt worden, ohne daß darüber die Einheit des Geistes und der Gemeinde zerstört worden sei. Der „Unglaube“ sei auf seiten der Positiven, weil sie das Evangelium nur dort finden wollen, wo die vorgeschriebenen handfesten Formeln, genau umfriedigte sinnliche Vorstellungen seien. Christus habe nicht ein „verstandesmäßiges oder vorstellungsmäßiges“ Verhalten gefordert, sondern Gesinnung, ein bestimmtes Verhalten der Herzen, eine seelenhafte Innerlichkeit ohne äußeres Abzeichen. Die Dogmenkirche müsse beseitigt und durch die Gesinnungskirche ersetzt werden. Die einzig richtige Wesensbestimmung des Christentums sei: „Ergriffenheit durch den Lebensgeist Christi.“ Worin allerdings dieser Lebensgeist besteht, wird nicht dargelegt, und doch käme darauf alles an¹.

¹ Von Theologen dieser Art, die eine Stellung des Glaubens nach der andern räumen und sich auf das rein Subjektive zurückziehen, sagt mit Recht der verstorbene Freidenker Adolf Weizler: „Indem sie sich im letzten Grunde auf das nicht weiter erklärbare religiöse Erlebnis zurückziehen, geben sie in Wahrheit jeden Anspruch auf die Überzeugungskraft ihrer Lehre preis. Denn wenn Religion nur für den eine Wahrheit ist, der sie erlebt, . . . so ist sie nicht objektive Wahrheit.“ (Preussische Jahrbücher Bd. 183 [1921, Februar], S. 218.)

Wie weitherzig man sich von gewisser Seite die dogmatische Toleranz der Volkskirche denkt, zeigt eine Aussprache in der „Christl. Welt“. In der Nummer vom 24. Juni des vorigen Jahres hatte jemand ein Bekenntnis abgelegt unter der Überschrift: „Woran ich nicht mehr glaube.“ Darin heißt es: 1. „Ich kann nicht mehr glauben, daß es eine Gewißheit sei, daß Gott die Welt erschaffen hat.“ 2. „Ich kann nicht mehr glauben, daß Jesu Kreuzestod irgendeinen Einfluß haben sollte auf die Vergebung der Sünden.“ 3. „Ich kann nicht mehr an die Gewißheit eines ewigen Lebens glauben.“ Daran wird die Frage geknüpft: „Da ich sonach an drei Grundbestandteile der christlichen Lehre nicht mehr glaube, erscheint es mir zweifelhaft, ob ich mich noch als zugehörig zur christlichen Kirche, und sei es auch nur die verhältnismäßig freie Gemeinschaft der neuen evangelischen Volkskirche, betrachten darf, ob es nicht vielmehr meine Pflicht ist, aus jeder kirchlichen Gemeinschaft auszutreten.“ In der Nummer vom 8. Juli finden sich drei Antworten auf diese Frage. Die erste lautet: „Zur christlichen Kirche kann gehören, wer Jesus Christus in seinem Leben nicht entbehren möchte.“ Der zweite Korrespondent schreibt: „Es gibt Zeiten, wo Mangel an Glauben (Unglaube) wahrhaftiger ist als Glaubenslehren. Ja, Glaubenslosigkeit ist notwendig! Gott braucht sie. . . . Darum muß auch die Kirche sie ertragen.“ Und der dritte schreibt: „Ich glaube richtig zu fühlen, wenn ich sage: Sie stehen im Gottesglauben und schließen sich an Jesus, also gehören sie in die christliche Kirche. Darum noch einmal: Bruder, sei willkommen!“

Daß man angesichts solcher Erscheinungen mit Recht von einer „Schicksalsstunde“ der preußischen Landeskirche sprechen kann, wie es die „Christl. Welt“ (1920, Sp. 793) nach andern tut, bedarf keines weiteren Beweises. Von der Fülle des christlichen Lebens, das in der katholischen Kirche noch heute kräftig pulsiert, ist kaum etwas übrig geblieben. Nur noch ein ganz dünner Faden verbindet die heutige protestantische Gemeinschaft mit dem Geiste, der in den Evangelien lebt, der einen hl. Paulus erfüllte und der die Märtyrer in den Tod begleitete. Und nichts garantiert dafür, daß selbst dieser letzte Rest dauernd sei.

Bei dieser Lage der Dinge ist es im Grunde ein trauriges Zeichen des Zerfalls, wenn in den Berichten über den Dresdener Kirchentag vom September des vorigen Jahres nicht genug die „Einnützigkeit“ hervorgehoben werden konnte, mit der die Vertreter der verschiedensten Richtungen sich dort begegnet seien (vgl. z. B. „Reichsbote“ Nr. 438, 7. Sept. 1920).

Wo so unendlich wichtige Fragen wie die der Gottheit Jesu Christi und der göttlichen Offenbarung an die Menschheit in Frage stehen, da ist jede Einmütigkeit in Nebenfragen eine Täuschung oder eine Verblendung, die von den unheilvollsten Folgen sein muß, solange man in der Hauptfrage diametral entgegengesetzte Auffassungen zuläßt. Tatsächlich war es ein Sieg des Unglaubens über den Glauben innerhalb der Landeskirche, der sich auf die Dauer bitter rächen wird.

Der für die Positiven verhältnismäßig günstige Ausgang der letzten Kirchenwahlen ändert an diesen Tatsachen nichts. Er zeigt höchstens, daß der christliche Glaube bei manchen Anhängern der Kirche der Reformatoren noch tiefer sitzt, als man nach der Verfassung der offiziellen Kirche erwarten darf. Durch diese glückliche Inkonssequenz ihrer Anhänger hat sich die protestantische Kirche bis heute erhalten; ohne sie wäre sie längst in sich zerfallen. Dazu kommt, daß der hohe Prozentsatz der positiven Stimmen sich teilweise dadurch erklärt, daß von den Wahlberechtigten sich nur ein geringerer Teil in die Wahllisten hat einschreiben lassen bei den politischen Wahlen. Die Listen stellten also schon eine Auslese dar (s. „Eiserne Blätter“ 2. Jahrgang, Nr. 32, 6. Februar 1921, S. 509). Daß die „liberalen“ Massen besonders eifrig gewesen seien, sich ihr Wahlrecht zu sichern, ist bei der kirchlichen Einstellung dieser Kreise nicht anzunehmen.

Sehr bezeichnend ist, was in diesem Zusammenhang die „Münchener Post“ in Nr. 22 vom 28. Januar dieses Jahres schreibt: „Wenn bei den letzten Berliner Kirchenwahlen sich die Positiven noch halten konnten, so kommt das sicherlich zum größten Teile daher, weil die Parole zur Betätigung der in der Kirche verbliebenen Sozialdemokraten diesmal noch nicht weit in die Massen gedrungen ist.“ Das heißt doch wohl: es hängt schließlich von den sozialdemokratischen, d. h. den dem positiven Christentum feindlichen Arbeitermassen ab, ob die protestantische Kirche positiv oder liberal sein soll. Mit andern Worten: an Stelle eines unfehlbaren Biskopats wird einmal die „Diktatur des Proletariats“ entscheiden, ob die Kirchen der Reformatoren den Glauben an die Gottheit Christi endgültig über Bord werfen. Die protestantische Kirche hat kein inneres Prinzip, das diesen Ausgang verhindern könnte.

Mehr der Wahrheit entsprechend scheint uns die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ die Lage aufzufassen, wenn sie am 7. Januar 1921 schreibt: „Man hat viel ‚organisiert‘, hat fröhlich auf Hoffnungen gebaut; aber hatte man den nötigen festen Grund unter den Füßen, und

nicht vielmehr oft losen Sand, so daß man sich fast wundern konnte über die Getroffenheit der Bauleute? Wir glauben nicht fehlzugreifen, daß mancher der Einsichtigen sich sorgte, ob denn all das Beraten und Organisieren die Zeit und Mühe wert war angesichts des schwankenden Bodens.“ „Prüft man . . . die Neubauten, so will manchem das Herz schwer werden. Man sagt von ‚Einmütigkeit‘. War es Einmütigkeit des Glaubens oder Einmütigkeit des Buchstabens? War es das Ergebnis eines freudigen, kraftvollen: So glauben, so lehren, so bekennen wir? oder oft der Abschluß eines mühseligen Handelns und Verhandelns, eines Feilschens um das Wort? Es gibt zu denken, daß, soweit es das Innere angeht, im ganzen niemand befriedigter von den Resultaten war als die Neuprotestanten. Davon kann keine Rede sein, daß diese sich gewandelt hätten; dazu sind sie viel zu sehr Männer der Überzeugung. Sie lehnen nach wie vor die Heilstatsachen ab, an die die Kirche von Anfang an geglaubt hat. . . . Das sind ihnen ‚dogmatische Klügeleien‘, und mehr als eine Preßstimme erklärte mit hell-aufflammendem Zorn, daß dogmatische Bindungen nun und nimmer in der neuen Kirche Raum finden dürften. Dennoch ist man eins geworden. . . . Man glaubt vor einem Rätsel zu stehen.“

Und in der Nummer vom 14. Januar dieses Jahres schreibt dieselbe Zeitschrift: „Ein Weg ist noch vor uns, ein Ziel, eine neue Zeit, größer als die vorige war. . . . Der Weg heißt: Völliger Bruch mit allen Kompromissen und Erneuerung des Bundes mit Gott. . . . Die Welt betrügt uns immer; durch Nachgeben kommen wir von Verlust zu Verlust, bis endlich Gott uns selbst wegwirft als ein Salz, das niemand nütze ist. Man müßte endlich aufhören, mit allerlei Künsten um das Volk zu werben, mit Änderungen im Gottesdienst, mit ‚Gemütllichmachung‘ des Gotteshauses.“

Dem stimmen wir vollständig bei. Aber der erste Schritt in dieser gefährlichen Richtung wurde vor 400 Jahren getan, als Luther das Kirchenrecht feierlich verbrannte und die freie Forschung an die Stelle der kirchlichen Autorität setzte. Nur wenn man da heilend eingreift, wird man dem weiteren Verfall des Christentums Einhalt gebieten.

Heinrich Stierp S. J.